



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Friedensklänge vom Teutoburger Walde

Meyer, Bernhard

Detmold, 1884

Vorwort und Einleitung.

urn:nbn:de:hbz:466:1-12480

Vorwort und Einleitung.





Die erste der nachstehenden vier Abhandlungen, welche ein gegliedertes Ganze bilden, wurde von mir auf den Wunsch eines Freundes für die feierliche Eröffnung des neuen naturhistorischen Museums hierselbst im Frühjahr 1861 geschrieben und im Herbst desselben Jahres seiner Bestimmung gemäß von mir vorgetragen.

Gleichzeitig mit dieser Arbeit, bei der es galt, todtes Gestein geistig zu beleben, und die von selbst darauf hinführte, vom Kleinen ausgehend allmählich die Erde und den Himmel, jene als Sinnbild der gesammten natürlichen, diesen als Sinnbild der geistigen Welt genommen, immer mehr in ihrem Zusammenhange zu überschauen, entstanden aber der Grundlage und Hauptausführung nach die drei übrigen Aufsätze, wozu freilich der Stoff, seit einer größeren Anzahl von Jahren gesammelt, in mir bereits vorlag und nur auf eine Veranlassung wartete, um gesichtet, geordnet, in den Lücken ergänzt, zur schriftlichen Darstellung zu gelangen. Diese vorangegangenen Studien auf naturwissenschaftlichem und religionsphilosophischem Gebiete waren mir, nachdem ich Schweres im Leben erfahren, eine Zuflucht und lange Zeit hindurch meine liebste Geistesarbeit, deren Frucht die vorliegende

kleine Schrift ist. Die letztere wird vielleicht auch in größeren Kreisen für Andere anregend und zugleich tröstend, erheiternd, erhebend wirken, denn sie ist aus der Tiefe des Seelenlebens geschöpft. Es würde mich freuen und meinen Lebensabend verschönern, wenn ich damit manches der Religion fremd gewordene Herz an diese Quelle alles wahren Lebensglückes zurückführen, aber auch bessere Kräfte als die meinigen für diese neben anderen wichtigen Fragen wichtigste Angelegenheit unserer Zeit und aller Zeiten erwecken könnte.

Seit der ursprünglichen Abfassung der in solcher seinerzeit nur einigen Freunden mitgetheilten vier Abhandlungen sind mit diesen, wie es im Laufe von so vielen Jahren nicht anders möglich und bei den Fortschritten der bezüglichen Wissenschaften auch selbstredend nöthig war, im Einzelnen mannigfache Veränderungen und Ergänzungen vorgenommen worden. Aber in den Grundzügen der aus einem Gedankenkern erwachsenen Schrift ist nichts geändert. In diesen Grundzügen fand sich vielmehr mancher Gedanke, der ursprünglich von mir nur als eine Ansicht hingestellt war, während jener Jahre sowohl durch eigene nähere Prüfung als durch die Uebereinstimmung mit den darüber mittlerweile von Anderen geäußerten Ansichten als richtig oder der Wahrheit wenigstens nahekommend bestätigt. Es gilt dies namentlich auf religiösem Gebiete, wo ich mit einer Anzahl religiös gesinnter und mit Ernst und Ausdauer nach höherer Erkenntniß strebender Männer an dem für ewige Zeiten gelegten „einen Grundsteine“ und dem aus deutschem Volksgeiste in Fortentwicklung der Reformation darauf zu errichtenden Säulenbau festhalte, ebenso fest aber auch an der Ueberzeugung: daß diese theils durch äußere Verhältnisse während einiger Jahrhunderte unterbrochene, theils bisher durch Fortschritte der Wissenschaften noch weiter vorzubereitende Entwicklung

des christlich-religiösen Geistes im deutschen Volke nur weiter gefördert werden kann, wenn auch hierbei die Paulinischen Worte: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig“ zur Anwendung kommen. Ja, diese Erkenntniß und die Verbreitung dieser Erkenntniß widerstrebt nicht etwa dem göttlichen Willen, sondern sie ist von ihm geboten und gehört recht eigentlich auf dem Gebiete des Glaubens ebensowohl und in noch höherem Maße zu der sittlichen Aufgabe des Menschen und des immer mehr heranreifenden Menschengeschlechtes, als solche geistige Prüfung und Aneignung auf den verschiedenen Gebieten des Wissens jener Aufgabe angehört.

Der Mensch ist für die Arbeit bestimmt, körperlich und geistig, und nur je nachdem er diese Pflicht nach Maßgabe des ihm verliehenen Pfundes und der ihm zu dessen Verwerthung von höherer Hand im Leben angewiesenen Stellung als Glied der Menschheit erfüllt, gelangt er hier auf Erden und in weiteren Entwicklungsstufen dort im Himmel bis zu dem letzten Zielpunkte seiner Seligkeit — der Wiedervereinigung mit Gott, von dem er als ein unentwickelter Geisteskeim gerade mit jener Lebensaufgabe ausging. In der Arbeit soll aber der Mensch zugleich eine seiner edelsten Freuden finden und Genuß nur Erholung sein. Denn das Leben des Menschen, und bringt er es noch so hoch in Lebensdauer und Lebensstellung, ist doch nur „köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit gewesen“.

Wer also, obwohl er in den Geist der heiligen Urkunden unseres Christenthums tiefer einzudringen vermag, sich dennoch lässiger Weise mit dem Buchstaben begnügt, wer das Forschen, diese von Gott und dem Stifter unserer Religion gewollte Geistesarbeit, wodurch der in dem Buchstaben als seiner Versinnlichung eingeschlossene Geist erst zum Leben erweckt werden soll,

ganz verbietet, wie die katholische Kirche, oder endlich wer — wie es in unserer protestantischen Kirche, die doch dem Laien die Bibel in die Hand gab, leider oft der Fall war und noch der Fall ist — dem Buchstabenglauben als dem vermeintlichen rechten, einzig zur Seligkeit führenden Glauben vor dem Streben nach höherer Erkenntniß — denn in gewissem Grade bleibt es hier auf Erden ein Streben — den Vorzug giebt, der widerstrebt dem göttlichen Geiste, unter dessen Beistande der Mensch zur Wahrheit hingeletet werden soll.

Treu und mit Ausdauer jenen obigen Worten der heiligen Schrift folgend und den Segen einer solchen Arbeit immer mehr in mir selbst erfahrend, habe ich denn auch während des späteren Zeitraumes in den zweiten und vierten Aufsatz nicht allein manchen einzelnen Gedanken eingeschaltet, sondern ganze Abschnitte derselben, namentlich in Bezug auf die geistige Fortdauer des Menschen und auf den inneren Zusammenhang des Diesseits mit dem Jenseits weiter ausgeführt. Ich hoffe damit zur Klarheit dieser Fragen, so weit eine solche überhaupt zu erreichen ist, beigetragen zu haben und zwar nicht etwa trotz der Ergebnisse der Naturwissenschaften, sondern gerade auch vermittelst derselben und in Uebereinstimmung mit ihnen.

Dagegen habe ich den ersten Aufsatz, bis auf einige unbedeutende Nachträge über Ergebnisse neuerer Forschungen, absichtlich sonst in seiner vollen Ursprünglichkeit gelassen, und zwar sowohl aus einer Art von Pietät, als auch aus Gründen, die in der Sache liegen und für Andere als Leitfaden bei Erlangung einer solchen Erkenntniß dienen können. Jener erste Aufsatz ist nämlich der geistige Keim, aus dem ganz auf organischem Wege durch Verarbeitung bereits vorhandener und neu hinzugezogener Stoffe in und mit meinem Geiste selbst zugleich die drei übrigen Aufsätze erwachsen sind. Nur wer vom Kleinen ausgeht und in

das Kleine eindringt, dann die gemachten Beobachtungen allmählich immer an neuem Stoffe wiederholt und diese neuen Erfahrungen den alten hinzufügt und sie mit einander vergleicht, gelangt auf diesem Wege zur Gewißheit. Im Kleinen das Große, im Einzelnen das Ganze. Ja, durch fortgesetzte Vergleichen der Art erlangt man selbst auf Gebieten, wo vermittelst des Verstandes keine Gewißheit für uns zu erreichen und diese unmittelbar im Gefühle vorhanden ist, vermittelst eines solchen Verfahrens auch für den Verstand wenigstens einen an Gewißheit grenzenden Grad von Wahrscheinlichkeit. Man wird darauf hingeleitet, wie namentlich durch die Schöpfung von Natur und Menschengestalt auf einen Schöpfer als den geistigen Urgrund beider, durch die Ordnung der Natur im Kleinen wie in den großen Bewegungen der Himmelskörper, durch die Wahrnehmungen im einzelnen Menschengestalt wie in der Geschichte der Völker und des ganzen Menschengeschlechts auf ein höheres Walten in der natürlichen und geistigen Welt, durch das Verhältniß der kleinen Erde zur großen Sonne und zu dem Sonnenheer und zu den Sonnenheeren darauf, daß unmöglich mit dem Verlust unserer irdischen Hülle zugleich das Leben des Geistes endigen kann, sondern daß dieser nun erst eigentlich sein — hier nur begonnenes — Leben weiter entwickelt. Denn in der Welt, der natürlichen wie der geistigen, ist überall Zusammenhang, du magst hineingreifen, wo du willst. Ueberall weben Fäden an demselben Gewebe, von dem du auch selbst als Menschenseele ein Theil bist. Ueberall findest du Einheit in der Mannigfaltigkeit, überall Zweck und Mittel in der wundervollsten Übereinstimmung, wie sie Menschenweisheit nicht herstellen würde, überall Wesen und Gleichniß. Wenn du dich nicht selbst überhebst, so erkennst du dann bei einer solchen

Geistesarbeit und einer in gleichem Schritt damit gehenden, allmählich zur Gottesliebe sich läuternden Gottesfurcht als des „Anfanges aller Weisheit“ auch den eigentlichen Werkmeister und thust voll ehrfurchtsvoller Bewunderung einen Blick in die Geheimnisse seiner Werkstatt. Ihm allein die Ehre!

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über den Ursprung und die Entwicklung der gegenwärtigen Arbeit will ich speciell in Bezug auf geschichtliche Ereignisse während der letztverfloffenen Jahrzehnte nur bemerken, daß ich beim Beginn der Schrift auf eine nationale Einigung Deutschlands hoffte, sie als nothwendig für die Lösung der geschichtlichen Aufgabe des deutschen Volkes sogar voraussetzte, aber die Erfüllung dieser Gesichte nicht so bald zu erwarten wagte, als sie nach dem Willen einer höheren Walthung in der neueren und neuesten Zeit eingetreten sind.

Das „Schlußwort“, welches zu einer religiösen Einigung Deutschlands auf christlichem Grunde, aber ohne Rücksicht auf die einzelnen jetzigen Glaubensbekenntnisse, die allgemeinen Umrisse, wenn auch schon in bestimmter Weise geben sollte, fügte ich im Herbst 1862 der kleinen Schrift hinzu, damals halb entschlossen, diese dem Druck zu übergeben. Ich kam hiervon jedoch wieder zurück, eines- theils aus dem allgemeinen Grunde, weil, bevor eine Geistesgeburt das Licht der Welt erblickt, in Analogie der leiblichen Geburt für sie der Horazische Grundsatz: „— numque prematur in annum“ auch in unserer Zeit und zwar in verstärktem Maße Jedem zu empfehlen ist, andern- theils aber, weil ich in specielltem Bezug auf die hier vor- liegenden Fragen zu der Ueberzeugung gelangte, daß damals der Zeitpunkt für eine bestimmtere Anregung derselben noch nicht gekommen sei, hierfür vielmehr die schon lange freilich in der Geisteswelt auf jenes Ziel gerichtete Strömung

durch den Gang der inneren Geschichte, namentlich den äußeren Bestrebungen der Zeit und den materiellen Interessen derselben gegenüber, doch noch mehr in den unmittelbaren Vordergrund geführt werden müsse.

Ueber diesen und jenen Punkt wünschte ich damals auch selbst noch klarer und sicherer in meinen Ansichten zu werden.

Dies geschah aber nach einer ferneren Seite dadurch, daß sich mir mittlerweile das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft und Religion genauer und richtiger, als ich es früher ansah, erschloß. So entstanden weiter im Laufe der zehn Jahre seit 1861 sowohl „Anhang“ zum Schlussworte, als „Vorwort und Einleitung“. Entsprechend der letzteren, welche uns in die Natur als einen Tempel Gottes einführen und namentlich die Saiten des Herzens anschlagen soll, welche in Uhland's „Verlorener Kirche“ bei uns Deutschen mitklingen, entwarf ich im „Anhange“ einen näheren Plan für den seitens der Kunst als der Blüthe des Menschengewisses zur Ehre des Höchsten auszuführenden Bau eines deutschen Volksheiligthums. Ich bin freilich kein Fachkundiger, aber meine Vorschläge können wenigstens dazu dienen, manchen Gedanken dieser Schrift, künstlerisch hier zur Anschauung gebracht, aus dem auf dem Wege des Begriffes und Wortes nicht für Alle gleich leicht sich erschließenden Gebiete des Geistes deutlicher hervortreten zu lassen.

Möge ein deutscher Meister diese Ideen näher prüfen und deutsche Kunst das Werk unter dem Beistande einer höheren Hand seiner Vollendung weiter entgegenführen. Ist aber, irdisch ausgeführt, ein solches Werk für seinen Zweck zu klein und unvollkommen, oder in Rücksicht auf die Kosten zu groß, obgleich dieser Punkt anderen Aufwendungen unserer Zeit gegenüber hier nicht entscheidend sein sollte, so baue sich statt des Gotteshauses von Stein

größer und herrlicher im Geiste und Herzen des deutschen Volkes unter demselben höheren Beistande ein Heiligthum religiöser Eintracht auf, dessen äußere Darstellung in vollkommenerer Weise vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten ist.

Die Zeit für den Beginn eines solchen, den Sinn des deutschen Volkes von der zu lange überwiegend gewesenen materiellen Seite des Lebens auf die höheren, idealen Bedürfnisse des Menschen hinleitenden Werkes in einer oder der anderen Art ist nach Verlauf von wiederum zehn und mehr Jahren aber da, und wir sind wohl durch die neueste Geschichte hinreichend darüber belehrt worden, daß auch die äußere Wohlfahrt ohne diesen inneren und höheren Segen nicht gedeiht. Nur auf dem Grunde des Christenthums in seiner ursprünglichen Einfachheit, wenn auch nicht mit Entfernung, doch mit richtiger Beurtheilung der zum Theil schon für die Apostel nöthigen Umkleidungen des geistigen Kerns, kann die vollständige Einigung der deutschen Bruderschaften erfolgen. Deutschland, aus Träumen zur That erwacht, ist nach blutigem Kampfe als Staat jetzt zu höherer Macht und Herrlichkeit erhoben, als es je auch in seiner glanzvollsten Zeit dagestanden hat. Aber dennoch wird dieser Bau unvollendet bleiben, der Friede in unserem Vaterlande nicht hergestellt werden, wenn nicht neben der politischen Gestaltung innerlich eine auf jenem festen Grunde herbeizuführende religiöse Einigung die seit Jahrhunderten entzweiten Glieder verbindet, als ein inneres Band aber auch die dem neuen Bundesstaate nicht angehörigen und die zerstreuten Glieder des deutschen Volkes umschlingt.

Nur in den religiösen und sittlichen Grundlehren des Christenthums als des die vergänglichen irdischen Dinge in das Licht einer unvergänglichen geistigen Welt stellenden und die Liebe zu Gott und dem

Nächsten als die wichtigsten Gebote enthaltenden Glaubens liegt ferner auch die Lösung der anderen Frage, welche neben der kirchlichen jetzt den Gegenstand eines großen Kampfes bildet, die Lösung der socialen Frage. Die jetzige Inangriffnahme dieser Aufgabe ist im höchsten Grade anzuerkennen und ein solches, freilich schweres Werk mit allen Kräften zu fördern. Aber neben den äußeren Stützen der Volkswohlfahrt ist die innere Hülfe, vor allem daher die Wiederbelebung des religiösen Sinnes, ebenso wichtig und, sollen jene Stützen von Dauer sein, sogar noch wichtiger.

Und nun noch die nachfolgenden Worte an dich selbst, liebes deutsches Volk, für welches, ohne dabei zwischen Hoch und Gering, Gelehrt und Ungelehrt zu unterscheiden, wenn nur hier wie dort Sinn für die geistige Seite des Lebens und ernstes Verlangen nach höherer Erkenntniß vorhanden ist, ich dieses Büchlein geschrieben habe. Ich lege dir dieses an dein treues deutsches Herz. Es kam vom Herzen und wurde zum Theil mit Herzblut geschrieben. Vertraue deshalb dich mir an, und wenn dir nicht sogleich beim ersten Lesen Alles klar verständlich ist, lies es wiederholt und geh' an die Quelle zurück, wo auch ich das Beste geschöpft habe. Vergleiche das „Buch der Bücher“, welches auch ich höher als jedes andere Buch halte, nachdem ich es in meiner Jugend dem Buchstaben nach, in seiner Schale kennen gelernt, dann aber seit einer Reihe von Jahren mit offenem Auge und offenem Herzen gelesen und in seinem köstlichen Kerne näher erkannt habe. Schlage also zur Erlangung dieser Erkenntnisse mit mir denselben Weg ein. Ohne ernste Geistesarbeit geht es aber dabei nicht zu. Bloßes Bibellesen ohne Forschen und ohne das Erforschte für seine und seiner Mitmenschen geistige

Wohlfahrt zu verwerthen, erscheint mir als ein ebenso todttes Werk, als wenn jemand das Buch der Natur, diese weitere Offenbarung Gottes, aufschlägt, ohne auch hier den Buchstaben, das Sinnbild, geistig in sich aufzunehmen. Denn sämtliche Gegenstände der Natur, der organischen und unorganischen, haben die Bestimmung, bei dem Menschen als der Krone der Schöpfung die entsprechenden Saiten seines Herzens in Schwingung zu bringen, zugleich aber ihn immer auf das Ziel, höhere Erkenntniß seines Verstandes und gleichen Schritt damit haltende Läuterung seines Herzens, hinzuweisen. Eine derartige Naturbetrachtung selbst sollst du sogleich kennen lernen. Jede andere, selbst die Forschung der in das Innere der Natur immer mehr eindringenden Wissenschaft ist einseitig, wenn sie nicht dabei zugleich jenen eigentlichen Zweck der Welt um uns und unter und über uns im Auge hat.

Stoße dich, das ist meine weitere Bitte, nicht daran, wenn ich dir hier und da, und nach und nach, sowie dein inneres Auge erstarft, immer mehr den Schleier lüfte, der diesem Auge bisher nicht gestattete, bei der natürlichen Welt, die nur ein Gleichniß der geistigen Welt ist, in diesen Geist einzudringen. Was du dabei etwa irdisch und sinnbildlich und vergänglich aufgibst, das empfängst du, darauf vertraue, im Geiste und in der Wahrheit und für die Ewigkeit mehrfach wieder. Für Kinder bleibe freilich die Milch statt der stärkeren Speise. Aber der Buchstabe werde auch hier nicht betont. Lehret die Kinder tief fühlen und klar denken. Das allein ist des „Menschen“ würdig.

Namentlich du aber, treues weibliches deutsches Herz, als die Hälfte und von dieser Seite als die bessere Hälfte unseres Volkes, du zartes und doch so todesmuthiges Frauenherz, welches ich seiner ganzen Tiefe und Höhe nach kenne, weil ich ja selbst ein solches mein nannte und

noch mein nenne, wenn auch die sterbliche Hülle im Grabe ruhet, du fester Ankergrund allen Stürmen eines bewegten Manneslebens gegenüber, welches du deinerseits im Gefühl deinen Glauben ebenso sicher hältst, wie es andererseits des Mannes Pflicht ist, auch dem Weibe nach dieser Seite hin sein begabteres Geistesauge, den männlichen Verstand zu leihen — du, deutsche Hausfrau und deutsche Jungfrau, erfülle du namentlich meine obigen Hauptbitten. Lies, was du nicht sogleich verstehst, — denn wie wäre das dem großen Umfange der Wissenschaften gegenüber nur möglich, da dir andere Sorgen des Lebens zunächst obliegen — lies solche Stellen nach einiger Zeit von neuem, geh' auch an jene oben angedeuteten beiden Quellen zurück, vor allem aber an die Quelle, wo du Gott unmittelbar trägst, an das reine Gefühl deines weiblichen Herzens. — Und nun noch einige kleinere Bitten, um dich mit heiterem Sinn an diese Geistesarbeit gehen zu lassen.

Stoße dich zunächst nicht an die vielen Steine, die dir im Anfange auf jenem Wege der Forschung und der nicht davon zu trennenden Anstrengung begegnen werden, bedenke mitleidig, wie du von Natur es bist, wie mühsam ich mitunter diese Steine, nachdem ich sie aus den Tiefen des Erdinnern hervorgeholt, mit dem Berghammer zerschlagen habe, um zu sehen, was darin enthalten war, und bedenke ferner, daß du — dein Frauenherz — ja selbst ein Diamant bist, der Schöpfung „schönster Stein“, so schön, wie keine Königskrone ihn trägt. Es könnte allerdings dir scheinen, erst da, wo Adam und Eva von der grünenden Erde Besitz nahmen, werde der erste Aufsatz für Frauen lesbar. Aber, wenn nun auch wirklich das erste Menschenpaar im Paradiese und das Menschengeschlecht überhaupt in seinem goldenen Zeitalter als seinen Flitterwochen ohne Steine und was dahin gehört fertig werden konnte, wie wäre es in unserem eisernen Zeitalter mög-

lich, wo Eisenerz und Kohle, zusammen im Schoß der Erde gefunden, die Welt in Bewegung setzen? Die Natur war nicht nur eine liebevolle und sorgsame, sondern auch eine verständige und sparsame Mutter. Schlagt also, ihr lieben Leserinnen, das Kapitel von den Steinen nicht über. Nicht wahr, das versprecht ihr mir? Die Hand darauf.

Fürchtet euch ferner nicht vor dem dunklen Schoß der Erde, in den ich euch allerdings führen muß. Ich kenne ja eure drei Sterne am Himmel, die auch die meinigen sind: Glaube, Liebe, Hoffnung, die sollen euch und mir bleiben, und wenn wir wieder aus dem Schoß der Erde zurückgekehrt, so soll euch auf unserm weiteren Gange durch Wald und Flur die Sonne nur um so schöner glänzen und am Abende sollen uns jene drei Sterne nur um so heller leuchten. Zunächst aber lohne ich euch, wenn ihr diese Fahrt in die Unterwelt wagt, mit einem Blumenstrauß, freilich keinem so großen, wie die Mode mit der übrigen Unnatur eurer von solcher Herrin abhängigen äußeren Erscheinung ihn euch darreicht, aber mit einem vielfarbigen, duftigen Feldblumenstrauß, den wir zusammen selbst pflücken und worin wir noch allerlei geistige Blüthen aus unserem deutschen Dichter- und Sängerkain einflechten wollen, unter Beistimmung aller gesiederten Sängers in Flur und Wald. Dazu verspreche ich euch ferner aus dem Innern der Erde — ich kenne ja neben euren starken auch eure liebenswürdigen, uns Männern zugewandten schwachen Seiten — noch manches goldene Geschmeide und funkelnde Edelsteine. Ja, die sind dort bezaubert, aber mit Hülfe des Berghammers könnt ihr die Thüren zu diesen Schatzkammern sprengen. Dies sind übrigens keine vergänglichen Schätze, die als Gold erscheinend, nachher in Kohlen sich verwandeln, wie im Volksmärchen, sondern Schätze der Herzenskammer, die nicht von Motten und Rost verzehrt werden.

Ich kenne endlich eure liebenswürdige Eva-Natur auch darin, daß ihr erstens gern an das Ende eines Buches eilet, dieses wohl zuerst, die Vorrede zuletzt, oder, weil diese nun vermeintlich überflüssig, auch wohl gar nicht leset, und zweitens, daß ihr keine Ueberraschungen liebt, selbst keinen „Jul-Klapp“, wovon ihr vermittelt eines Blickes und wäre es durch ein Loch, viel kleiner als ein Schlüsselloch, nicht wenigstens eine Ahnung bekommen hättet. In beiderlei Beziehung benutze ich daher in dem weiteren Verlaufe dieser Einleitung eure der Wißbegierde zu Hülfe kommende liebenswürdige Schwäche. Ich gebe euch also, auf das ganze Buch schon hier vorbereitend, gleich der Ouverture als den Vorklängen zu einer Oper nachstehend einen kleinen Vorgeschmack von dem weiteren Inhalte desselben und zugleich einen leitenden Faden für das Lesen des Büchleins in die Hand, bleibe euch auch selbst auf der Fahrt in den Schoß der Erde sowohl als später auf unserem Spaziergange und auf dem Fluge zu unseren Sternen stets als ein in heiterer Weise zusprechender, ermuthigender Freund zur Seite. Euch soll dort wie hier nicht schwindeln. —

Wir theilen nun — eingedenk des Spruches: „Morgens- stunde hat Gold im Munde“ sind wir früh, wenn auch, wie sich nachher zeigen wird, noch immer für einen solchen Tag nicht früh genug aufgestanden, es ist kurz vor sechs Uhr und Sonntag — unser Tagewerk nach meinem unmaß- geblichen Vorschlage folgendermaßen ein:

Ich rechne für die Fahrt in das Innere der Erde bis dahin, wo eigentlich nichts mehr zu sehen ist, sondern das nun folgende Gestein nur etwa noch Risse und Spalten bis zu dem inneren Feuer enthält, sonst aber nur als eine dicke Steinkruste dieses umschließt, sowie von diesem Ziele unserer unterirdischen Reise zurück an die Oberwelt: zwei Stunden. Dann eine halbe Stunde Ruhe und Morgen-

imbiß, um uns für unsere Wanderung durch Feld und Flur und Wald zu rüsten. Nach 1¹/₂ Stunden, also zehn Uhr, treffen wir in letzterem ein und verweilen bald ruhend, bald wandernd ebenso lange in seinen grünen Hallen, nachdem sich ein älter Bekannter von mir, der Bewohner jenes kleinen Hauses da oben vor dem Walde unserer Gesellschaft noch angeschlossen hat. Er gehört in mehr als einer Beziehung dazu. Halb zwölf Uhr frugales Mahl und Mittagsruhe am Waldessaum, dort auf der steilen Höhe, von wo aus wir unser ganzes liebes Heimathland in seiner bunten Abwechslung zwischen Hügelland und Wiesengrund, zwischen Holzbusch und Gehöft nach der Seite überschauen, wo die dem „Brocken“ ähnliche Kuppe des „Röterberges“ alle Berggrücken ringsumher überragt und der „Solling“ gleich einem blauen Bande am östlichen Horizonte sich hinzieht. Ein gutes Fernrohr hat einer der an der Wanderung theilnehmenden Freunde mitgenommen. Nachmittags, wenn die Sonne nicht mehr zu hoch steht, Rückweg wieder durch einen anderen Theil unserer Flur und mit dem letzten Strahl der Abendsonne daheim am häuslichen Heerd. — Einverstanden?

Von keiner Seite Widerspruch oder Verbesserungsantrag. Der vorgeschlagene Reiseplan ist daher einstimmig angenommen.

Also — den ersten Schritt abwärts gewagt mit dem Bergmannsgruß: „Glück auf!“ und dem Schlußreim des Bergmannsliedes: „D’rum hinaufgeschaut und auf Gott, auf Gott vertraut.“ — — In der nahen Stadt ertönt das Geläut zum Frühgottesdienst. — — So schauerlich, ihr werdet dies sogleich selbst finden, ist es „dort unten“ übrigens nicht, wie es in Meerestiefen „fürchterlich“ sein mag. Seeungeheuer giebt es hier freilich ebenso viele und sogar größere wie auf dem Meeresgrunde, aber sie sind alle bezaubert. Nur mit dem Zauberstabe des

Geistes, unserem Berghammer, werden sie wieder belebt, aber, versteht sich, auch nur geistig. Man braucht sich also vor ihnen ebenso wenig zu fürchten wie vor Gespenstern. — —

Doch — — ich wollte euren Muth nur auf die Probe stellen. Ihr sollt es aber bequemer mit der unterirdischen Fahrt haben. Mit Hülfe dieser euch vorgelegten geognostischen Bilder einer jeden Schöpfungsperiode oder von jedem Schöpfungstage, wenn ihr diesen lezten unwesentlichen Ausdruck lieber beibehalten wollt, machen wir nämlich diesen Theil unserer heutigen Reise viel leichter und ebenso gut nur im Geiste, und zwar fangen wir hier, wie auch in der Erde selbst diese Perioden auf einander folgen, zweckmäßig mit dem Ende, also mit der neuesten Schöpfung nach der Sintfluth an, gehen dann weiter zurück auf Adam's Zeit, und so immer weiter dem Anfange zu bis dahin, wo der Schöpfer sein erstes „Werde“ sprach.

Und nun schauet also — ich gebrauche diesen Ausdruck gern da, wo das geistige Auge neben und sogar vor dem leiblichen sehen soll, nach dem Vorgange meines nun auch bereits entschlafenen verehrten Freundes, dessen Geist auf seinen Wanderungen durch die Länder Europas und zuletzt sogar auf seiner Fahrt nach Aegypten und Ostindien viele solche geistig belebte Bilder aufgenommen und der uns Freunde seit längeren Jahren so regelmäßig wie das „Mädchen aus der Fremde“ mit seinen „Tauben“, wie er diese Reisebeschreibungen nannte, erfreuet hat — ihr schauet also zunächst unter der Oberfläche der Erde, wie es zu Noah's Zeiten auf derselben aussah und wie die Thiere, welche vor der Sintfluth auf der Erde lebten, in Noah's Arche in einigen Paaren geborgen, von da aus, nachdem sich die Wasser allmählich verlaufen, zunächst auf den Bergen und an den Bergabhängen und dann immer weiter auf der trocknenden und neu mit Grün sich kleiden-

den Erde sich wieder ausbreiteten. Ihr schauet dann weiter hinabsteigend die Zeit, von der euch auch das Buch aller Bücher erzählt, wo Gott das erste Menschenpaar schuf, zunächst den „Adam“ in der Sprache der semitischen, den „Mann“ in der Sprache der indogermanischen Völker, eines und das andere Wort aber ein „denkendes Wesen“, den mit dem Geiste Gottes zum Unterschiede von der unvernünftigen Thierwelt begabten „Menschen“ bedeutend. Damit dieser nun „nicht allein sei“, wurde ihm im Schlafe von Gott eine Rippe genommen und zur ersten „Frau“ oder zur „Eva“ gebildet. Beide sind also ein Fleisch, und geistig sollen sie sich gegenseitig ergänzen. Nun seht ihr auch an den Knochen der Thiere, die versteinert im Schoße der Erde zugleich mit denen der ersten Menschen gefunden wurden, daß die Zeit und das Glück des Paradieses, worin Adam und Eva als in einem Garten Gottes unter dessen eigenen Augen lebten, nur eine sehr kurze gewesen sein muß, vielleicht auch nur ein Traum war, und zwar ein Traum von ihrer alten, schöneren Heimath, der die Menschenkinder ja alle, auch wir sämmtlich noch jetzt angehören und wohin unsere Herzenssehnsucht über Berge und Meere und Sterne hinaus daher auch noch immer uns ziehet — der Heimath bei Gott.

Nachdem aber die ersten Menschen Gottes Gebot übertreten hatten, so hörten sie in ihrem Gewissen dieselbe Stimme, die auch noch jetzt an des sündigen Menschen Ohr donnert, nämlich Gottes Stimme und dessen nämlichen Donnerworte: „Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen, und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist.“ Dieses Wort des Herrn, bei dem Alles Wahrheit ist, hat sich denn auch erfüllt, wie ihr das dort in der Erde, soweit sie über die ältesten

Zeiten des Menschengeschlechts Urkunden enthält, und nicht weniger auf der Erde aus der Geschichte der Völker wahrnehmen könnt, nachdem das Menschengeschlecht während der Jahrtausende seines Bestehens sich gemehrt und gleich einem Baume seine Nester und Zweige ausgebreitet hat.

Welche Kämpfe aber der Mensch damals, um sein tägliches Brod, d. h. neben wildwachsenden Wurzeln und Baumfrüchten zunächst als Jäger das Fleisch und das Knochenmark der Thiere sich im Schweiße seines Angesichts zu verdienen, mit der ungezähmten Thierwelt um sich führen mußte, und zwar ohne alle jetzigen Waffen, also lediglich mit dem tapferen Muth und außer der kräftigen Faust, etwa noch mit dem zugeschärften Stein, den er als erste Art in einen Baumast fügte — davon zeugen die im Schoße der Erde über jene Zeit aufgefundenen sicheren Urkunden.

Eben solche Urkunden finden wir, tiefer in den Schoß der Erde hinabsteigend, für jede weiter dem Anfange zu liegende Periode der Schöpfung. Ihr schauet hier riesige Vierfüßer und Vögel, wie sie kaum die Fabel ersinnen kann, dann Drachen über die Phantasie eines Dichters hinaus, und Schneckenhäuser von der Größe eines Pflugrades, ferner wunderbare Fische und Krebse und Thiere, wozu wir in der jetzigen Schöpfung kaum ähnliche mehr haben, endlich neben dieser Millionen und Billionen von Thierleichen enthaltenden Gräberwelt auch verkohlte Wälder, worin Farrenkräuter und Schachtelhalme die Höhe und Stammesdicke von Palmen hatten und in unabsehbaren Flächen einige Theile der Erde bekleideten. Ueber und unter diesen Waldgräbern sehet ihr dann aber die mannigfaltigsten Erze, die nützlichen Metalle, Kupfer, Zinn und vor allem das Eisen und die edlen Metalle, Gold und Silber, die dem Menschen in ihrer Verwendung zu

dem von Hand zu Hand wandernden Gelde, zu schönem Schmuck und Geräth dennoch neben dem Glück auch oft Unglück bringen und die ihm eigentlich nur zur Prüfung darin gegeben sind, ob er sie zur geistigen und sittlichen Veredelung für sich und Andere, oder, wie er nicht soll, zum Sinnengenuß, zu Eitelkeit und Thorheit der Welt oder wohl gar zum Unheil für sich und seinen Nebenmenschen verwendet.

Damit sind wir denn dem inneren Kerne der Erde, wo diese Erze und ein Theil der Gesteine im Feuer gebildet worden, näher gekommen und wir haben nun auch unsererseits die Feuerprobe bestanden und können also den Rückweg in die Oberwelt antreten, wo wir, zum freundlicheren Sonnenlichte wieder gelangt, die Grubenlampe auslöschten werden. Wir steigen also von Leiter zu Leiter wieder „zu Tage“, nehmen uns hier und da ein Andenken an unsere unterirdische Fahrt mit und begrüßen, Gott im Herzen dankend, aber auch nicht minder voll Ehrfurcht die weise Ordnung seiner Werke, selbst im finsternen Erdenschoß, bewundernd, „das himmlische Licht“, unsere schöne grüne Erde und den noch schöneren blauen Himmel darüber mit Sonne, Mond und Sternen. —

Nun also, nachdem wir für fernere Fortschritte auf dem weiten Gebiete der Wissenschaft den Grund gelegt, zum wohl verdienten Morgenimbiß, den wir alle mitgenommen haben und wobei wir die unbeschränkteste Gastfreundlichkeit uns gegenseitig erweisen. Ohne Scherze aber geht es dabei, schon der Abwechslung wegen nach unserer ernstesten Fahrt, nicht zu. Namentlich wird, da wir doch nun durch Feld und Busch, durch Wiese und Wald, frei und heiter wie der Vogel in der Luft streifen wollen, überlegt, welche Vögel sich für einen solchen Naturgenuß wohl die beste Gestalt und die zweckmäßigste Kleidung angeschafft haben. Die Ansichten darüber sind getheilt. Denn der Vergleich liegt

oft nahe und die Mode — nicht selten das Gegentheil der Natur, und darum auch ebenso oft geradezu ein Hinderniß für den Genuß der freien Natur — ist doch auch eine schwache, liebenswürdige Seite von Eva's Töchtern. Nichts destoweniger sind wir nach scherzhaftem Hin- und Herreden darin einverstanden, daß die Kleidung des Pfaues, ohne daß wenigstens zwei eigens dazu angestellte Perlhühner den glänzenden, aber schleppenden und überall hindernden Schweif trügen, gänzlich für den obigen Zweck zu verwerfen sei. Watschelnde Enten, pathetisch einher schreitende Hühner, vor Allem aber der komisch aufgeblasene Truthahn sind ebensowenig geeignet für solche Wanderungen. Der Spatz ist zwar ein geborener Bagabund, überall zu Hause, wo es etwas zu leben giebt, und ebenso unverschämt wie jener, aber er hat keine Stimme zum Gesange, um seine Gefühle gebührend auszudrücken. Das gehört auch zu einem Wanderer in der freien Natur. Noch viele Vogelnaturen werden hierauf angesehen, jedoch nach näherer Prüfung verworfen. Aber der Staar, als erster Frühlingsvogel, gesellig, munter, durch die schönsten, gedehntesten Flötentöne wie durch Flügelschlag, Schnabelgeklapper und sonstige komische Gebärden seinen Gefühlen Ausdruck gebend, bald in Feld und Flur, bald auf den Spitzen der höchsten Bäume, bald in der Stadt, bald auf dem Lande — er ist ein geborener Wanderer und Sänger, und zu seinem Gefolge gehören alle jene zahlreichen Genossen mit dem schlanken Wuchs, dem unscheinbaren und doch so schönen Gefieder, den graziösen Bewegungen und vor allem mit der lieblichen Stimme — vornan die Meisterin dieses Sängerkhore, die Nachtigall, dann das Rothkehlchen, das Goldhähnchen, die Grasmücke, das Schwarzkäppchen, die ganze Familie der Drosseln, die der Lerchen, Ammern, Finken und Meisen, endlich die so gern der menschlichen Wohnung sich nähernden treuen Schwalben, wenn sie nicht neben dem kurzen

Fußgestell den langen „Schwalbenschwanz“, den Vogelstrack hätten.

Ueber solche Gespräche sind wir denn auch in die rechte Stimmung versetzt, um von der Mode zur Natur überzugehen, um alle ihre Töne der reinen, unschuldigen Freude ebenso in uns erklingen zu lassen. „Dem Licht entgegen“ heißt unser Wahlspruch mit der Lerche, die eben aus einem Bohnenfeld vor uns sich aufschwingend, ihren freudigen Dank dem Schöpfer entgegenjubelt. „Dem Licht entgegen“ ist auch ein Gedichtchen überschrieben von Heigel, zu schön, als daß es hier, gleichsam als ein Weckruf für unsere Wanderung und nach Jahreszeit und Umgebung passend, nicht wenigstens theilweise einen Platz finden sollte:

„Im Juni war's, an einem von den Tagen,
Die zu der vollen Sommerherrlichkeit
Den Zauber noch des Mai's im Antlitz tragen,
Den Duft und Schmelz der Frühlingszeit.
Ganz sonnig waren und doch lind die Lüfte,
Die Wellen küßte nur ihr Hauch;
Die Wiese blühte, wie das Felsgeklüfte,
Die ganze Erde war ein Rosenstrauch.“

Und nun folgen einige Strophen, worin die Vergangenheit in der Gestalt eines lebensmüden Mütterleins, das Antlitz „verklärt von einem Lenz jenseits der Sterne“ und die Zukunft in ihrem Enkel „ganz in sein kindlich Spiel verloren auf nimmer müdem Wiegenpferd“ sinnig dargestellt wird. Nun heißt es jedoch weiter:

„Inmitten aber dieser Beiden
Stand sie, die wunderschöne Maid,
Ihr Haupt erhoben, sich am Licht zu weiden,
Das sie umwallte wie ein Flügelfleid,
Am Lichte, das auf ihren Locken
Recht wie ein Himmelsjegen lag,
Und ins Geläut der Morgenglocken
Aufjauchzte sie: O Sonnentag!

Ihr Fuß berührte kaum den trägen,
Den niedern Staub, im Flug' bereit,
So lächelt sehnend sie und doch gefeit,
Der Genius des Tags, dem Licht entgegen"

Auf! diesem Genius nach durch Gottes schöne Natur,
doppelt schön in ihrem heutigen Sonntagschmucke. Und
nun bekommt ihr, liebe Freundinnen — so darf ich euch
jetzt schon wohl nennen — den schönsten Blumenstrauß,
den Natur und Poesie in ihrer sinnigen Einfachheit geben
können, und ein Kranz von noch schöneren Geistesblüten
unserer Dichter in Wort, in Stein, in Farben und in Tönen
soll euch später in den Aufsätzen selbst vorbehalten bleiben.
Ich kenne ja alle Saiten eures Frauenherzens, die bei
süßen Tönen und holden Klängen in Natur und Kunst
mitklingen. — —

„Reise geht durch mein Gemüth
Himmliches Geläute,
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.“

beginnt eine klare Glockenstimme in unserer Mitte zu singen
und wir stimmen mit ein und ertheilen der Tonangeberin
nach beendigtem Liedchen den Preis mit dem Ehrennamen
„Unsere Lerche“, den sie für den Tag beibehält. Und sie
verdient auch sonst diesen Namen. Denn ein schlichtes
weißes Kleid, nicht zu lang und nicht zu kurz, nicht zu
weit und nicht zu eng, ein Strohhut mit fliegenden
Kosabändern und darunter sie selbst die schönste Rose
— so fliegt sie, allzeit heiter in Gespräch und Gesang,
uns voran.

Nun geht's an's Blumenpflücken. Zuerst hier im
wogenden Kornfelde die Cyane, die blaue Flockenblume,
womit auch „unser Schiller“ beginnt:

„Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.“ —

Ja, Treue und Fleiß finden ihren goldenen Lohn. Zur Treue nehmen wir dann daneben sogleich die Liebe in der brennend-rothen Blüthe des wilden Mohns. Daran schließt sich aber durch natürliche Gedankenverbindung dort am sonnigen Rain neben dem duftenden Dosten der gewürzige „Thymian“ in Weber's für ewige Zeiten lieblichem Liede der Brautjungfern. — Nun wird der Blumenstrauß immer vielgestaltiger, immer bunter an Farben. Zu den früheren Blumenkindern gesellen sich einige Blüthen und Knospen der einfachen Rose, der in Zartheit der Farbe und in graziöser Schwingung der Zweige auch neben den gepflegten stolzeren Schwestern lieblichen Blumenkönigin der freien Natur, ferner der rothe und weiße Klee, nebst dem „Kleeblatt-Bier“, das ein Sonntagskind unter uns sogleich auf den ersten Blick in dem blühenden Kleefelde entdeckt hat, dann daneben der gelbwollige Wundklee und der goldgelbe Hornklee und Ginster, dann die weiße; roth angehauchte Doldentraube der heilsamen Schaafgarbe und einige Blumenknöpfchen der beruhigenden ächten Kamille, weiter aber dort an dem Holzstrange von Haselnußstauden und Rüstern unter Beistimmung des darin nistenden redseligen Hänflings und Schwarzkäppchens die vermeintliche größere Schwester jenes wohlthätigen Blumenkinds, die hohe nickende Blume mit dem Sonnengesicht und dem weißen Strahlenkranze, worauf eben ein farbiger Falter sich in seine idealen Träume versenkt, während der Realist der Insectenwelt, der rüstige, kampfgeübte Käfer am Boden seiner Arbeit und seinem Genusse nachgeht.

Nun mit dem Schmetterlinge im Fluge vom Hügel hinab in die Wiese, um dort aus ihrem Teppich und vom Uferrand des Baches noch manches Blümchen unserem Strauße hinzuzufügen. Da ist nicht lange zu suchen. Gelbe Ranunkel und weiße Labkrautranke, rothe Lichtnelke und deren Schwester die flockige Kuckucksblume, Hahnen-

kamm und eine Rispe des Bittergrases, von der Kindheit her uns als „Sparbrod“ bekannt, reihen sich ein und einige blühende Grashalme von den wirklichen Ureltern unserer Halmenfrüchte geben nickend ihre Freude an den schönen Kindern zu erkennen, auf die sie hinabblicken. Auch ein Weidenröslein vom Bachesrande gesellt sich hinzu, um von dem süßen Gemurmel zu erzählen, dem es „gelustert“ hat, und zuletzt, denn es muß auch daheim jeder bedacht werden, für das Kanarienvögelchen, welches manchen von uns am Abend mit der Frage empfangen wird: Hast du mir auch etwas mitgebracht? — einige Zweiglein des rothbraun blühenden Ampfers.

Aus dem Wiesengrunde wieder hinauf zum Walde, in dessen Vorhalle nach kurzer Wanderung uns das Geisblatt im Hag mit seinen kräftig-süßen und dennoch „Je länger je lieber“ von uns eingesogenen Düften die Sinne berauscht und uns alle Herrlichkeiten jenes Naturdomes ankündigt. Nun aber, ehe wir in diesen eintreten, holen wir, wie ich vorher es ankündigte, meinen alten Freund in dem Häuslein vor uns ab. Er weiß Bescheid, hat unser Mittagsbrod und einige Flaschen rheinischen Nebensaftes aus der Stadt heute morgen herbeigeholt und den Wein in dem nahen Born der Nixe kühl erhalten. Außerdem will er uns noch eine kleine Ueberraschung bereiten. Näher gefragt habe ich nicht darnach. Denn „Neugier ist mein Fehler nicht“. Wir gehn also auf das kleine Haus vor dem Walde zu, das gegen Westen durch den Berg geschützt, nach den übrigen Himmelsgegenden die entzückendste Aussicht darbietet. Ihm zur Seite ein Gärtchen mit den nöthigen Gemüsebeeten und dem nie fehlenden Stück braunen Kohl, zunächst am Hause aber ein Beetlein, mit rothgefüllten Marienblümchen eingefast und darauf ein Rosenstrauch in voller Blüthe, einige noch blühende Goldlack, rothe Nachtviole oder Matronale, ein Lavendelbusch und ein

„Sucht“ Eberraute (*Artemisia abrotanum*), welche letztere niemals in dem Strauße fehlen darf, den eine Frau vom Lande als „Kufelbusch“ mit zur Kirche nimmt und gleich dem Flacon der Stadtdame gebraucht, wenn sie schläfrig oder „unsachte“ wird. Vom Garten aufwärts am Berge sich erhebend das kleine Feld des Hausbesitzers, mit Halm- und Hackfrüchten, namentlich unserer Brodfrucht, der Kartoffel bestellt. Auch das Stück Wein, eben in seiner himmelblauen Blüthe, fehlt nicht, um im Winter den Flachs für das Spinnrad der Hausfrau zu liefern. Zwischen Garten und Feld ein Bienenschauer, dessen fleißige Bewohner ab- und zufliegen. Die ebenso fleißigen Bewohner des Hauses haben uns erwartet. Der stattliche Haushahn, einer von der alten schönen Art dieses Fasanengeschlechtes, die noch nicht durch cochinchinesische Kreuzung verunstaltet ist, kündigt uns mit freudigem Schrei und Flügelschlag an und fordert dann auch seinen Hofstaat von ebenso schönen Fasaninnen auf, uns ihren Kratzfuß zu machen.

Der „Teite“ oder Hausvater, im mittleren Lebensalter, kräftig gebaut und auch an Augen und Haar ein ächter Nachkomme Teut's, tritt uns nun mit freundlichem Morgengruß einige Schritte vor dem Hause entgegen und in diesem empfängt uns ebenso die muntere Hausfrau, rüstig, blühend und noch etwas mehr geröthet am Herde, worauf ein offenes Feuer von trockenem Reisigholz knistert und die einfache Mittagssuppe in dem darüber hängenden Topfe brodelt. Nun müssen wir erst in die Stube eintreten, worin zur Feier des Sonntages Tisch und Brettstühle gescheuert sind, der Fußboden mit weißem Sande bestreut ist. Das übrige Stubengeräth ebenso einfach und sauber. Vor den geöffneten Fenstern nach dem Garten zu blühen in Töpfen einige Pelargonien und daneben steht ein Glas mit einem Feldblumenstrauße, noch mit mehr Kindesinn und Kindeseile als der unsrige gepflückt. An

der weißen Wand aber führt die kleine Schwarzwälder Uhr einen so munteren, kräftigen Pendelschlag, als wollte sie sagen: Ich tausche nicht mit meinen Schwestern in der Stadt mit dem ausländischen Namen, die sich in Gold und Malabaster kleiden und als Ueberzieher noch ein Glashaus besitzen. Dort ist's Schein, so wie vieles Andere. Man steht trotz der Uhr nicht früher auf, beachtet auch ebenso wenig Mittags- und Schlafenszeit, sondern macht die Nacht nicht selten zum Tage. Hier aber regele ich wirklich das Leben, Hand in Hand mit meiner Schwester, der Natur und mit dem treuen Sommergäste, dem Schwalbenpaar, das alljährlich unter dem Dache des Hauses nistend, Morgens am frühesten erwacht und mit berebter Zunge zum Aufstehen ermuntert.

Wir müssen nun auf ausdrücklichen Wunsch der Hausfrau, die uns in Abweichung von ihrem mehr in der Stadt verkehrenden Manne in ihrem „Plattduitsk“ unterhält, erst einen Augenblick Platz nehmen. „Nu setten seu sek un womet kann ek seu deunen? Met eunem Drunk Melke, ganz frisk van morgen molken?“ Die Gabe darf nicht ausgeschlagen werden, und nun wollen wir uns auch dankbar erweisen und bitten also die freundliche Geberin, uns zu begleiten und an unserm Mittagsmahl theilzunehmen. „Nei“, entgegnet sie uns aber herzlich lachend, „ek mot hui mui-nem Kleunsten bliiben, do achter in' er Weugen, deu sek eben verniehemen lät. Netwer iuse lütke Guit, wat nau en betten bleue is un sek huir olltuit achter mui verkrüppt, fall mie gohn un seu den eunen taubunnen Korf henup drägen.“ Ha, ha, heißt es nun. Das ist das Geheimniß, aber — alles fest verschlossen und kein Löchelchen an dem Korbe, der nur schwer ist, als befände sich eine gefüllte Suppenterrine darin. Die Uhr schlägt zehnmal, in der nahen Stadt und in dem noch näheren Dorfe unten im Thale ertönen wiederum die heiligen Kirchenglocken,

jezt zu dem Hauptgottesdienste. Es muß also aufgebrochen werden, um nach beendigtem Geläut auch in unserer heutigen Kirche zu sein. Wir reichen zum Abschiede sämtlich der Hausfrau die Hand, die uns mit freundlichem Wort bis vor die Hausthür begleitet. „No, vel Bergneugen im greunen Walle, und wenn im Härvest den Appel un Twesfen ruij sint, dann beseuken seu us mol wieer. Den jungen Frölenz fällt auf eun Hannigbotter dotäu häwwen, denn den Junne sint sluitig un Bläumen giebt et diesen Summer in Görens un im Feile den Menge.“ „Awwer Seu, leuwet Frölen,“ redet sie noch besonders eine von unseren Jungfrauen, eben jenes Sonntagskind an, dessen oben erwähnt worden, „Seu häwwe ek, do ek nuipe täukuike, ol mol seuhn. Seu sint nohgrae grötter woren, dotäumol wören Seu nau eun Luit vellicht eun Johr öller os muint jint un Seu hadden in eunem Klawernfeile hui Warwech's Howe, den jehunt dem Teutemegger hört, eun Kleublattveur seuken wollen un wören eun betten achter den Dellern, den mui meuten, os ek van Wantrup's Howe herdal ging, taurügge blewen un do was uit dem Klawern eun Hase upsprungen un Seu hadden sek sau dieger verjagt, dat Seu bittre Thrienen grennen un liut schriggen. Ek säe: leuwet Kuind, den Hase deut dui jo niks, teuw mol eun betten, säe ek, gluij fielt heu sek üimme un maht dui Männekens täu. Un richtig. Kaurd, van Natur nisquirig, deut dat denn auf un offe ek nu Has-up! räupe, löpt heu flink un twes dür eun Stück Käul, dat heu för den Winter wol mol täugluij in Augenschuin niehmen wolle, dem Holte täu. Es wiske dem luitken Frölen met der Schörten den Thrienen uit den Neugen, dat et den Motter nich seuhe un nu was olles wedder gäud, un ek höre achter mui nau lange Seu Has-up, Has-up räupen. Awwer — do häwwet Seu jo wörflich jehunt eun Kleublattveur funnen. Dat bedütt, wenn man achtteggem Johre äuld is, binnen Johrestuit eun'n Bruimen.

No, werren Seu man nich räuth. Et häwwe auf näu säu'n drüget Blättken un näu männig annert Blättken un Bläumken in muinem Gesangbauke liggen un geern bläddere et darin täu Tuiten un manche Thriene is auf ol up eun Bläumken un den Gesang daniben fallen un näu vörlieden las et säu'en Gesang, wobui eun Börgißmeunnich as Teufen liggt. Ätwer van Dage, wo Seu täuhaupe in den scheunen Wald gohet, häwwe et mui ol eunen muiner Leuwlingsgefänge täurechte leggt: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht, die Weisheit deiner Wege — —“ vom äulen Gellert. So, wenn et den drüdden Bers lese: „Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preist der Sand am Meere — —“ dann trett mui auf fakem 'ne Thriene in't Auge, ätwer ed is eune Thriene det Dankes. — Un nu mot et schwank eus mol muinen Kleunen täufreden stellen. Heu röhr't sek ol wieer. Gohn Seu met God, leuwet Frölen, bluiwen Seu hübsk gesund un munner un denket Seu öwer't Johr daran, wat et Seu seggt häwwe.“ — Damit ins Haus zurücktretend, entzieht sie sich unseren Blicken und wir schreiten nun freudig und doch feierlich gestimmt dem Walde zu, der Mann und „dat lütke Luid“ mit ihren Körben voran.

Ich meinerseits nun erzähle, bis wir im Walde anlangen, noch kurz, wie und wo ich meinen Freund zuerst kennen gelernt habe. Das war an einem Sonntag-Nachmittage, wo ich mit meiner Familie auf einem weiteren Spaziergange begriffen, die Botanisirbüchse, einstweilen mit einigen Erfrischungen gefüllt, abwechselnd mit den Knaben tragend, auf einem Punkte eben hier in der Nähe dieses Hauses stehen blieb, entzückt von der Schönheit der gleich einem Bilde sich einrahmenden Landschaft. Als ich meine etwas vorausgeschrittene Familie zurückrufe, um meine Freude zu theilen, tritt jener Mann an mich heran und sagt: „Ja, nicht wahr, das ist schön, und noch schöner ist

es, wenn Morgens beim Sonnenaufgang die Vögel munter werden in den Blüthenbäumen und im nahen Hagen. Man geht dann noch einmal so freudig an die Arbeit.“ Er ist Maurer und geht jeden Morgen, so lange die Jahreszeit bei diesem Handwerk nicht hinderlich ist, die Stunde nach der Stadt hin und Abends von dort wieder her, im Winter hilft er den Meierbauern an ihren Arbeiten oder er verdient im Forst einen Tagelohn. Ich schlug die Augen nieder bei jenen Worten, erhob sie aber sofort wieder und sagte: „Ja, ihr Landleute habt Recht. Zum rechten Naturgenusse gehört auch die rechte Gemüthsstimmung, und die ist niemals besser beim Menschen, als Morgens, wenn er früh vom Lager sich erhebt und in Gottes freie, schöne Natur hinaustritt.“ Wir schieden mit einem herzlichen Händedruck; seitdem sind wir uns auf meinen Spaziergängen öfter begegnet und wir grüßen uns wie alte Freunde. Mir aber ist es seit jener Zeit erst recht klar geworden, welche Saiten des Herzens zu dessen Läuterung von der Natur, in der Nichts ohne Bedeutung für den Menschen ist, angeschlagen werden sollen. —

Wir treten schweigend ein in den Dom, den die Natur auf Bergeshöh', dem Himmel näher zur Ehre des Höchsten mit schlanken Säulen und grünem Gewölbe aufgebauet hat.

Feierliche Stille in diesem Tempel Gottes; feierliche Stille in unserem Herzen, auch einem Tempel Gottes. Zwei Stimmen, ein hoher Sopran und ein schöner Tenor erklingen in diese Stille hinein mit dem Liede:

„Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Raum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch.“

Ja, Goethe's Herz mag in dem Dome auch oft Ruhe gesucht haben. Aber der Friede, „der alles Leid und Schmerzen stillt“, mußte doch vom Himmel herab in seine Brust kommen. Denn vollkommen selig ruht es sich nur an des Vaters Herzen.

Unser Gottesdienst, der während der anderthalb Stunden im Walde, meistens in Uebereinstimmung mit der heiligen Natur schweigend gefeiert wird, drückt sich am besten in Uhland's „verlorener Kirche“ aus. Das schöne Gedicht mag ganz hier seinen Platz finden.

„Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch Niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten.
Von der verlorenen Kirche soll
Der Klang ertönen mit den Winden,
Einst war der Pfad von Wallern voll,
Nun weiß ihn keiner mehr zu finden.

Jüngst ging ich in dem Walde weit,
Wo kein betretner Steig sich dehnet,
Aus der Verderbniß dieser Zeit
Hatt' ich zu Gott mich hingesehnet.
Wo in der Wildniß Alles schwieg,
Bernahm ich das Geläute wieder,
Je höher meine Sehnsucht stieg,
Je näher, voller klingt es nieder.

Mein Geist war so in sich gefehrt,
Mein Sinn vom Klange hingenommen,
Daß mir es immer unerklärt,
Wie ich so hoch hinauf gekommen.
Mir schien es mehr denn hundert Jahr,
Daß ich so hingeträumet hätte;
Als über Nebeln, sonnenklar
Sich öffnet' eine freie Stätte.

Der Himmel war so dunkelblau,
Die Sonne war so voll und glühend,
Und eines Münsters stolzer Bau
Stand in dem goldnen Lichte blühend.

Mir dünkten helle Wolken ihn,
Gleich Fittigen, emporzuheben,
Und seines Thurmes Spitze schien
Im sel'gen Himmel zu verschweben.

Der Glocke wundervoller Klang
Ertönte schütternd in dem Thurme,
Doch zog nicht Menschenhand den Strang,
Sie ward bewegt vom heil'gen Sturme.
Mir war's, derselbe Sturm und Strom
Hätt' an mein klopfend Herz geschlagen;
So trat ich in den hohen Dom
Mit schwankem Schritt und freud'gem Zagen.

Wie mir in jenen Hallen war,
Das kann ich nicht mit Worten schildern.
Die Fenster glühten dunkelklar
Mit aller Märt'rer frommen Bildern;
Dann sah ich, wundersam erhellt,
Das Bild zum Leben sich erweitern,
Ich sah hinaus in eine Welt
Von heil'gen Frauen, Gottesstreitern.

Ich kniete nieder am Altar,
Von Lieb' und Andacht ganz durchstrahlet.
Hoch oben an der Decke war
Des Himmels Glorie gemalet;
Doch als ich wieder sah empor,
Da war gesprengt der Kuppel Bogen,
Geöffnet war des Himmels Thor
Und jede Hülle weggezogen.

Was ich für Herrlichkeit geschaut
Mit still anbetendem Erstaunen,
Was ich gehört für sel'gen Laut,
Als Orgel mehr und als Posaunen:
Das steht nicht in der Worte Macht,
Doch wer darnach sich treulich sehnet,
Der nehme des Geläutes Acht,
Das in dem Walde dumpf ertönet!"

Unsere stille Andacht, nur selten durch einen Austausch
von Empfindungen unterbrochen, schließt dann mit dem

vom Männerquartett ausgeführten Gesänge des ebenfalls von Uhland gedichteten Liedes:

„Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch Eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Unbetend knie' ich hier.
O süßes Graun! geheimes Wehn!
Als knieten Viele ungesehn
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!“

Nun wird von geschäftigen Frauenhänden unser einfaches Mittagmahl an einem schönen Platze auf grünem Teppich ausgebreitet. In heiterer Stimmung gruppirt sich Alles darum. Die Geister des alten Vaters Rhein werden entfesselt und entfesseln ihrerseits wieder die Brüder im Menschenherzen. Es wird erzählt, gescherzt, gelacht. Der Humor sprudelt. Wie Federbälle fliegen seine Funken Schlag auf Schlag hinüber und herüber, nie verlegend, nur zuweilen zur Würze neben dem uslen'schen auch das attische Salz verwendend. Gleich wie von einem elektrischen Strom werden die Geister der ganzen Gesellschaft von diesen Geistesfunken berührt. Jeder im Kreise empfängt und giebt.

Mit uns wird's nun auch um uns im Walde wieder lebendiger. Die Vögelein, die vorher für die Kinderchen im Neste und für sich selbst sorgten und dann etwas Mittagruhe hielten, beginnen eines nach dem anderen ihre Konzertinstrumente zu stimmen. Da intonirt zuerst der Buchfink seinen bekannten Glückwunsch „zum neuen Frühjahr“. Dann folgen die Variationen der zahlreichen Graudrosseln, eine noch mehr als die andere zum Genusse der schattigen Kühle des Waldes einladend. Noch gemüthlicher

aber drückt sich der Wechselgesang zweier Amseln oder Schwarzdrosseln darüber aus. Solche Zufriedenheit des Herzens wäre dem Menschen immer zu gönnen unter den Sorgen des Lebens. „Steh' hübsch früh auf“, ruft von Zeit zu Zeit der „Bogel Bülo“ oder die Golddrossel dazwischen. Aber den Preis trägt immer die Meisterin des Gesanges selbst davon, die Nachtigall mit ihren süßen, schmelzenden Flötentönen. Nun stimmen auch wir im vollen Chor von Männer- und Frauenstimmen das schöne Lied an:

„Am stillen Hain,
Im Abendschein,
Wenn der Himmel sich röthet
Und die Nachtigall flötet,
Gedenk' ich dein,
Dann gedenk' ich dein“

— — — — —

und dazu kommt nun das bisher verdeckte Gericht — eine Terrine voll der aromatisch duftenden Walderdbeere, vom „lütken Luit“ und dessen Mutter heute im Morgenthau ganz in unserer Nähe am Waldesabhange gepflückt und zu unserem Nachtiſch bestimmt. Nun ist die Freude erst vollkommen. Alles dankt dem schlichten Manne, der, während er mit Hammer und Kelle den Tag über beschäftigt ist, so richtig im Herzen fühlt, daß Freude verbreiten erst die rechte Freude ist, und nicht der Genuß der würzigen Frucht eigentlich ist's, was die Stimmung bis zu ihrem Gipfelpunkte hebt, sondern das Gefühl, daß so viele gute Menschenherzen hier in Eintracht eine reine Geistesfreude genießen. Nun wird die Unterhaltung immer lebendiger, die Herzen öffnen sich, Mund und Augen lachen. Das Konzert der gefiederten Sänger nimmt auch Antheil an unserer Freude. Ihre Symphonie wird immer vollständiger, immer harmonischer. Der Specht schlägt von Zeit zu Zeit mit dem Taktstocke auf, wenn ein neues Stück beginnen soll,

und der Haupthumorist, der Ruckuck, kann nicht müde werden, über die Grillen und Sorgen der Menschen sich lustig zu machen. „Hattest ja, als du mich zum erstenmal im Frühjahr hörtest, noch etwas Geld in der Tasche, wenn auch nicht viel. Hast's also auch das ganze Jahr. Laßt Gott ferner sorgen, der ja die Lilien des Feldes kleidet. Seid nur hübsch fleißig, thut eure Schuldigkeit. Dann geht Alles gut“, und damit zu einem entfernten Baume davonfliegend, lacht er von dort aus von neuem sein: Ruckuck, Ruckuck uns zu.

Ja, er hat freilich gut lachen, der Schalk. Er läßt andere für seine Kinder sorgen, und damit werden die Gesichter wieder etwas ernster. „Das letzte Glas,“ ruft „unsere Lerche“, „auf alle unsere Lieben in der Nähe und Ferne, Groß und Klein, Alt und Jung“, und Alles stößt noch einmal an, und das Mahl wird mit gegenseitigem Händedruck gesegnet. —

Nun erheben wir uns wieder, um noch etwas im Waldesschatten den alten Rath: post coenam stabis vel passus mille meabis zu befolgen. Manche von uns sind noch im Gespräch begriffen und freuen sich des Tages, der noch mehr des Schönen geben wird. Manche pflücken nun aber auch selbst von jener aromatischen Frucht, die gleichsam als die Quintessenz von Waldesduft und Waldesfrische anzusehen ist, und gedenken, die kindliche Art des Sammeln und Aufreihens dieser Frucht auf einen Grassalm wiederholend, der Zeit, wo auch sie als Kinder, von Eltern geleitet, die ersten Erdbeeren im Walde selbst aßen, um recht eigentlich an der Hand der Natur nach Kindesart zu lernen, nämlich zu „schmecken, wie freundlich der Herr ist“, und zugleich für Genügsamkeit und Sparsamkeit und für die Hauptsache, für die Freude am „Geben, das ja seliger ist als Nehmen“, den Grund zu legen. Mannigmal freilich, besonders bei den ersten unsicheren Kindesschritten in Uebung dieser Tugenden, würde auf dem Heimwege die Erdbeerreihe

immer kleiner und nur wenige blieben übrig für „Großmütterchen“ oder für das kleine „Brüderchen“, das den Spaziergang noch nicht mitmachen konnte. Aber nach und nach erstarkte doch der Wille, der die Selbstsucht bekämpfte und dann nachher in jenem seligen Gefühl auch seinen Lohn empfing.

Aber „es muß geschieden sein“, wenn's dem Herzen auch weh thut. Denn schon werden die Schatten etwas länger, ein frischer Hauch schüttelt mitunter die Wipfel der Hochbuchen, und kleine weiße Wolken am westlichen Horizonte kündigen möglicher Weise noch einen Regenschauer an, wäre es auch nur, um die Pflanzenwelt gleich dem Gärtner Abends ein wenig zu tränken, damit die holden Blumenkinder desto besser schlafen.

„Lebe wohl, du schöner Hain
In dem Frühlingskleide.
Dir will ich mein Liedchen weihn,
Gh' ich von dir scheide.
Deiner Vögel Chorgesang
Trage meines Liedes Klang
Ueber Berg' und Auen —
Ueber Berg' und Auen“,

beginnt unsere Chorführerin, und wir stimmen mit ein in dieses kindliche Lied, selbst gleich Kindern vergnügt, und schwingen die Hüte, woran hier und da eine Farnkrautfeder oder Liebe und Treue in Gestalt einer Mohnblume und Cyane die anmuthige Zier bilden.

Als Rückweg wird der Tagesordnung gemäß ein von dem Hinwege verschiedener genommen. Unser Freund „Bornholte“ giebt uns noch auf eine kurze Strecke mit dem Töchterchen das Geleit. Dann nimmt er Abschied, vielleicht am freudigsten von uns allen bewegt. Das „lütke Luit“, dessen Namen wir nun auch erfahren, „Gertrud“, bekommt noch einiges Backwerk für sich und das kleine Brüderchen, und wir scheiden „auf baldiges Wiedersehen“.

Auf dem Heimwege beruhigt sich nun die Gesellschaft nach und nach wieder von der gehobenen Freude zum stillen Nachgenusse, zur Betrachtung, zu gegenseitiger Mittheilung von Freud und Leid. Die Blumensprache bietet allerlei Stoff dar. Schneeglöckchen und Himmelschlüssel kommen in Erinnerung, die Thiere fangen an zu sprechen, selbst solche, deren Zweck wir anfangs gar nicht einsehen wollen. Die Steine reden sogar mit darein, heute morgen war das ja in sehr vernehmlicher Art der Fall. Die ganze Natur kommt in Einklang mit dem Menschenherzen, das zu allen diesen verschiedenen Lauten den Schlüssel des Verständnisses hat. Hier und da mischt sich auch ein Klang süßer Wehmuth als hineingehörig in diese Harmonie. Das Gespräch erhebt sich zu höheren Regionen und versenkt sich dabei, was ebenfalls zusammengehörig, in die Tiefen des Menschenherzens. Die „Seligkeiten“ im Jenseits werden besprochen und in reinen geistigen Freuden des Erdenlebens, wie wir sie heute zum Theil genossen haben, wie sie aber noch höher und vielseitiger in der Bergpredigt Christi enthalten sind, die Anfänge dazu gefunden. Aber die höchste Seligkeit jenseits muß es sein: Gott zu schauen, mit ihm ganz wieder vereinigt, einen klaren Blick in sein Walten zu thun und an seinem Wirken theilzunehmen. Doch zu einer solchen Stufe der „Reinheit des Herzens“ gelangen wir in unserem Erdenleben nicht. Es wird noch fernere Stufen für die geistige Entwicklung im Jenseits geben und edlere, vollkommeneren Freuden dabei als unsere hiesigen Anfänge. Jenen Spruch der Bergpredigt drückt auch die alte, aber meistens durch die Religionen des Konfutsse und Buddha verdrängte Sinto-Religion der Japanesen nach der schönen Darstellung Werner's in seiner Schrift über die Fahrt des von ihm vor längeren Jahren geführten Kriegsschiffes in sinniger Weise dadurch aus, daß im eigentlichen Heiligthum des Tempels an einfacher Wand ein großer,

runder Spiegel hängt, und wer vor der versammelten Gemeinde in diesen sehen kann, ohne zu erröthen, der sieht das Angesicht Gottes. Aber Niemand nahe mit Kummer und Gram im Herzen; eine freudige Stimmung, ein heiteres Herz allein kann die Andacht verrichten. Werner hat dem Jahresfeste beigewohnt, wo die treuen Anhänger jener alten Religion einer nach dem anderen in das Heiligthum treten müssen; aber — keiner hat gewagt, den Blick zu erheben. —

Nun wird auch unser Blumenstrauß durch neue, hier auf dem Rückwege heimische Blumenkinder noch vervollständigt. Dazu bieten sich dar: die Aehre der kornblauen Heckenwicke und daneben der schneeweiße Elfenbecher der Zaunwinde, auch der Glockenblumen mehrere von verschiedener Größe, die das Geläut der Elfen bei ihren Festen besorgen. Und da ist am Wiesenrande das vanille-duftende weiße Breittölbchen und o Wunder — aber das thut das Sonntagskind in unserer Mitte, die fliegendtragende Ophrys — *ophrys muscifera* — ja die Seltenheit müssen wir beim botanischen Namen nennen, und unser Lehrer in der Botanik soll sie für sein Herbarium haben. Nun müßten wir, sehe ich hinzu, noch ein zweites Wunderkind unserer Blumentwelt finden, das den lieblichsten Pantoffel führt, den man sich denken kann, eine einheimische Schwester der Blume, die Hausfrauen als warnendes Zeichen, gleich der Ruthe hinter dem Spiegel für die Kinder, so für den Mann, wenn er Abends zu lange im Weinhaufe verweilt, vor dem Fenster pflegen — *Cypripedium calceolus*, ja der allerliebste Frauenschuh auf dem allerliebsten Frauensfuß, nämlich auf dem der cyprischen Göttin selbst. Aber — dieser Fund wollte uns nicht gelingen.

Statt dessen ertönt jedoch hinter uns ein feines Kinderstimmchen: „Nehmt mich mit, nehmt mich mit“, und siehe da — ein verspätetes Weichen steht im Schatten einer

Hecke fast ganz verborgen. Ich näherte mich ihm, und es blickt mich so treu an, das duftige Blumenkind, das immer schüchtern ist und die Gesellschaft der anderen, stattlicheren Schwestern nicht gern theilt, und noch ein Thränchen vom Morgenthau hat es im Auge. Ich pflücke es und stecke es an mein Herz, und da haucht es freudig sein kurzes Blumenleben aus. —

Die Sonne neigt sich immer mehr dem westlichen Horizonte zu. Mücken tanzen in ihrem goldenen Strahl und werden zum Theil von Schwalben mitten in diesen Freudenfesten dem unerwarteten Tode geopfert. In der Natur ringsumher wird's ruhiger. Nur von der nahen Stadt her trifft nach und nach ein Ton unser Ohr. Unsere Meistersängerin stimmt das Lied an: „Gold'ne Abendsonne, Wie bist du so schön, Wie kann ohne Wonne Ich dein Antlitz sehn.“ Schau — da stehn am Bachesrand recht zu guter Stunde jene Blümchen mit ihren Engelsaugen, die uns immer zurufen: Vergiß mein nicht! Nein, ihr holden Blauäugelein, ihr sollt nicht vergessen werden. Wir gedenken immer eurer und anderer solcher Augen dort in Himmels Höhen. Und nun pflücken wir jeder einen vollen Strauß und wandern damit schweigend an die Gräber des nahen Friedhofes, wo auch solche Kinderaugen ruhen und auch solche Blümlein zu schöneren Himmelsblumen erschlossen sind. Da stehen auch deine Sterne, deutsches Frauenherz, am Himmel über dir und am Himmel in dir, ja jene ewigen Sterne, die den Erdenpilger ermuthigen sollen, wenn der Schnee die Gräber deckt, dann auch am Abendhimmel symbolisch als Jakobsstab im schönen Sternbilde des Orion dort im Süden erscheinend — Glaube, Liebe, Hoffnung. Ja, sie leuchteten wohl ermuthigend dem Apostel des Herrn und nach ihm manchem Erdenpilger, der auf mühevoller Wanderung eines solchen Stabes bedurfte. Aber unser Hoffnungsgrün vom Winter ist erfüllt. Rosen

blühen auf den Gräbern unserer lieben Todten, und wir tauschen Rosen für Bergißmeinnichtsträuße ein und stecken sie an unser Herz, und siehe — nun ist es so still in diesem geworden, und damit im Einklange spannt sich in einer Regenwolke des östlichen Himmels Gottes Friedensbogen über uns aus, eine Brücke von der Erde zum Himmel bauend, worauf Engel auf- und niedersteigen. Die Sonne sinkt dem Horizonte zu, von den Thürmen der Stadt ertönt das Geläute zum Schluß des Sonntags, und Engelchöre in dem großen Dome, der sich über unserem Haupte wölbt, singen: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“ Wir sinken nieder und stimmen mit ein in den Weltenchor, und eine sichere, feste Stimme im Herzen sagt uns: Ja, wir sehen sie wieder, alle unsere Lieben, deren irdische Hülle im Grabe ruht, wir sehen sie wieder dort im Lande des Friedens, wo keine Thräne mehr fließt und wo wir mit ihnen gemeinschaftlich alle edlen und reinen Freuden des Erdenlebens hundert- und tausendfach edler und reiner genießen sollen, von Stufe zu Stufe geläutert und seliger werdend, bis wir in der alten Heimath bei „Ihm“ anlangen, dessen Namen über alle Namen ist. Ja, dann werden wir Gott schauen, den ewigen Geist, der war, ehe Himmel und Erde waren, und der sein wird, wenn sie nicht mehr sind; der Erde und Himmel und Himmelshimmel mit seinem Allmachts- worte erschuf und der noch jetzt Alles darin lenkt und ordnet; der über die Grenzen der Himmelshimmel, über allen Raum und alle Zeit hinaus, aber auch im Menschenherzen als ein guter Vater wohnt, wenn wir seine liebe Stimme nur hören wollen; der die Gesichte des einzelnen Menschen wie des ganzen Menschengeschlechts nach seinem Rathe leitet und in dessen Vaterhause für Wesen den Menschen theils ähnlich, theils schon höher entwickelt, noch viele solche und noch schönere Wohnungen

sind, als die Erde ist, die wir, wenn nach irdischer Fahrt wir das jenseitige Ufer erreicht und unseren Anker am Heimathstrand ausgeworfen haben, auch sehen sollen.

Vor allem aber werden wir dort in Himmels Höhen mit unserem verklärten Geistesauge unseren besten Freund von Angesicht zu Angesicht sehen, „der zu des Vaters Rechten sitzt“, der aber im Geiste auch auf Erden schon bei uns ist, wenn unser Herz sich nach ihm sehnt, und unter seiner Leitung werden wir bis zu jenem Ziele von Stufe zu Stufe fortschreiten. — —

So mit Dank und Freude im Herzen, unseren Genien: Glaube, Liebe, Hoffnung folgend, gelangen wir wieder nach einem solchen Tage daheim am häuslichen Herde an, und Engel halten Wacht über den Schlafenden, die schon auf Erden „in Gott ruhen“. —

Damit wollen wir denn diese Einleitung schließen und von der Feier des Sonntags zu der Arbeit der Werktage übergehen. Das Ziel aber dieses Strebens nach höherer Erkenntniß und nach Einigung im Glauben sei das am Schlusse dieser Schrift bezeichnete Friedenswerk, über dem aus geistigen Steinen sich ein Tempel des Höchsten erheben möge, in welchem er im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird.



